

BURKHARD DRIEST | Brennende Schuld

Das Buch

Ibiza im August: Ein nächtlicher Sturm bringt der Insel nicht den erhofften Regen, sondern spült eine entstellte Leiche an den Strand. In einer Höhle unter dem Meer findet Kommissar Costa zwei weitere Opfer – verbrannt auf einem antiken Altarstein. Die Höhle hat einen Zugang zum Gelände der Nekropolis, der phönizischen Totenstadt im Herzen der Stadt Ibiza. Hier trifft Costa Dr. Laureana Sanchez, eine Koryphäe auf dem Gebiet der Geschichte Karthagos. Mit ihrer Hilfe entziffert die Polizei die geheimnisvolle Inschrift auf dem Opferstein. Doch ist das die richtige Fährte?

Als Costa den nächsten Verdächtigen verhaften will, beginnt das Inferno: Der Wald steht in Flammen, und das Löschflugzeug bringt keine Rettung, sondern weiteres Verderben ...

Ein neuer Fall für den »bärbeißigen, männlichen, handfesten Kommissar Costa« (Elke Heidenreich)

Der Autor

Burkhard Driest, 1939 in Stettin geboren, hat nach dem Jurastudium als Schauspieler und Dozent an der Deutschen Film- und Fernsehakademie in Berlin gearbeitet. Er schrieb zahlreiche Drehbücher und Librettos und den viel beachteten Roman »Die Verrohung des Franz Blum«, der mit ihm in der Hauptrolle verfilmt wurde. Nach Stationen in Hollywood und Dublin lebt Burkhard Driest heute mit seinen Kindern Johanna und Julian auf Ibiza, wo auch seine beiden ersten Kriminalromane »Roter Regen« und »Liebestod« spielen. »Brennende Schuld« ist sein dritter Roman mit Hauptkommissar Toni Costa.

Lieferbare Titel

»Liebestod« (978-3-453-35166-0)

»Brennende Schuld« (978-3-453-29029-7)

»Liebestod« (978-3-453-00623-2)

BURKHARD DRIEST

Brennende Schuld

Roman

Diana Verlag



Mix
Produktgruppe aus vorbildlich
bewirtschafteten Wäldern und
anderen kontrollierten Herkünften

Zert.-Nr. SGS-COC-1940
www.fsc.org
© 1996 Forest Stewardship Council

Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100.
Das für dieses Buch verwendete
FSC-zertifizierte Papier *München Super*
liefert Mochenwangen Papier.

Taschenbucherstausgabe 12/2007

Copyright © 2006 und dieser Ausgabe 2007

by Diana Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Umschlaggestaltung | Hauptmann & Kompanie Werbeagentur,

München-Zürich, Teresa Mutzenbach

unter Verwendung eines Fotos von Getty Images

Herstellung | Helga Schörnig

Satz | Leingärtner, Nabburg

Druck und Bindung | GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany 2007

978-3-453-35225-4

www.diana-verlag.de

Für Beatrice

prolog

Früh am Morgen war die Luft noch kühl. Mit hochgekrempelten Hosenbeinen stand er im flachen Wasser. Sein Blick folgte den silbrigen Reflexionen der Wellen. Seine Hand schnellte nach vorne und packte den roten Panzer. Die kleinen Beine des Krebses zappelten, als er ihn zu den anderen in den Korb warf.

Schon vor der Morgendämmerung war er vor Aufregung aufgewacht. Seine Eltern wollten heute mit ihm zur Beerdigung fahren – und das Mädchen mit den Zöpfen würde auch dort sein. Wenn er schon groß wäre, würde er sie heiraten, aber als er sie das letzte Mal getroffen hatte, glaubte sie ihm nicht, dass er Krebse fangen konnte. Sie lachte ihn aus und brachte ihn damit fast zum Weinen. Er hatte Fäuste und Zähne zusammengepresst und sich geschworen, ihr das zu beweisen.

Ihm war ganz schwindlig vor Glück, denn er hatte schon elf Stück.

Auf der anderen Seite des Wassers teilte sich das Schilf. Seine Mutter befahl ihm, sofort zu kommen, die Beerdigung beginne um zehn. »Dein Hemd ist schmutzig, und die Hose habe ich auch umsonst gebügelt. Wo sind deine Schuhe? Mach jetzt!«

Eine Beerdigung war ein Familienfest, da musste man pünktlich, gekämmt und sauber angezogen erscheinen.

Er quetschte seine nassen Füße in die Lederschuhe, schnappte den Korb mit dem wimmelnden Getier und rannte zur Brücke. Beim Laufen überlegte er, wer gestorben war, aber es fiel ihm nicht ein. Nur das Mädchen mit den Zöpfen interessierte ihn. Er sah sie schon vor sich, wie sie in seinen Korb schaute und dann zugeben musste: »Es stimmt, du kannst Krebse fangen.«

Er konnte seine Mutter sehen, wie sie die Blumen auf dem Rücksitz verstaute und das große Holztor der Schreinerei verschloss, über der ihre Wohnung lag. Nun setzte sie sich auf den Beifahrersitz des VW-Käfers und schminkte sich, während sie auf ihn wartete. Der Vater ließ den Motor aufknattern und hupte dreimal, was ihn aus seinen Gedanken aufscheuchte.

»Du willst doch wohl nicht die Krebsse mit in die Kirche nehmen?« Resolut entrang ihm seine Mutter den Korb und brachte ihn in die Werkstatt.

Hilflos sah er zu, wie die Mutter seinen Plan zerstörte. Traurig hauchte er die Scheibe an und malte einen Mädchenkopf mit Zöpfen hinein.

Dann wand er behutsam seine halb geöffnete Hand aus der Hosentasche und setzte den kleinen Krebs auf das Plastikpolster. Er stellte sich ihren Gesichtsausdruck vor, wenn er ihr das Tier auf die Handfläche setzen würde. Das war noch besser als im Korb. Der Krebs spazierte zu den Blumen.

Es war eine lange Fahrt. Als sie vor der kleinen weiß getünchten Kirche hielten, vor der sich die Trauergesellschaft versammelt hatte, sagte seine Mutter: »Wir sind natürlich wieder mal die Letzten.«

Er entdeckte Margarita, eine dünne Frau mit ovalem Gesicht und einer Nase wie die Hexen in seinen Märchenbüchern. Sie trug ihr Haar wie eine Königin zu einem dicken schwarzen Knoten gebunden und nickte ihnen kurz zu. »Eine bescheidene Person«, sagte seine Mutter beim Aussteigen.

Er kletterte aus dem Auto, und sein Herz schlug laut. Er zog die Augenbrauen zusammen, als könnte er sie dadurch in seinen Blick zwingen.

Oma Josefa redete auf Margarita ein, und dann sah er sie. Ihm wurde heiß, er fühlte den Krebs zappeln, und am liebsten wäre er gleich hin, aber da standen schon andere um sie herum. Erst seine Großtante Turia, dann Onkel Joan und nun auch noch die gan-

zen Planells, Lucas mit Frau Soledad, Bruder und Schwägerin des Toten, und ihre Kinder Mateo und Lola.

Beim Strandfest zum Geburtstag seines Onkels Joan hatte er sich ihr genähert. Ihr gelangweilter Blick zeigte ihm, dass er für sie nicht zählte. Er hatte zu zittern begonnen und ihr von den Krebsen erzählt. Sie hatte gelacht: »Du hast Angst vor Krebsen.«

Als sie sich endlich in die Kirche drängten, stahl er sich von seinen Eltern fort und versuchte, den Platz neben ihr in der ersten Reihe zu bekommen, aber sein Cousin Rafal packte ihn am Nacken und schob ihn in die Reihe vor sich. Eigentlich mochte er Rafal, aber jetzt hasste er ihn, weil er nicht stark genug war, sich gegen ihn zu wehren.

»Im Januar gehe ich zur Guardia Civil«, flüsterte ihm Rafal ins Ohr. »Und dann krieg ich ein Motorrad.«

Das Mädchen in der ersten Reihe schaute zu ihm. Sein Nacken brannte: Sie erinnerte sich. Vielleicht würde sie nach der Kirche auf ihn warten. Dann könnte er ihr den Krebs geben.

Der Pfarrer sprach einen Psalm und schwenkte seinen Arm zum Sarg des Verstorbenen.

»Hast du schon einmal eine Leiche gesehen?« Rafals Atem drang warm in sein Ohr.

Er schüttelte erschrocken den Kopf.

Das Mädchen saß wieder ganz still, und er hoffte, sie würde sich noch einmal nach ihm umdrehen.

»Die sind grau und steif. Und voller Würmer, die fressen ihnen das Fleisch von den Knochen. Am Schluss bleibt nur ein Totenkopf übrig, wie auf der Piratenflagge.«

Er schauderte. Seine Hand umschloss den Krebs fester. Das Tier zwickte ihn heftig, und er ließ es wieder los. Er sah, wie sich das Mädchen bewegte – er erhob sich, um genauer zu sehen. Sie presste ihre Hände gegen die Schläfen.

»Schhht!« Rafals Mutter wandte sich um und legte einen schwarz behandschuhten Zeigefinger auf ihre Lippen.

Rafals Stimme wurde leiser. »In der Höhle von Trasilio haben sie einen gefunden, der war schon verwest. Ihm fehlte eine Hand.«

Rafals Mutter zischte noch einmal.

Rafal grinste lässig und setzte eine fromme Miene auf.

In die erste Reihe kam Bewegung. Das Mädchen mit den Zöpfen sprang auf und lief schluchzend aus der Kirche.

Der Weg führte steil bergan von der Kirche bis zum Friedhof. Alle folgten schweigend dem Sarg. Plötzlich kam Laureana, das Mädchen mit den Zöpfen, und reihte sich ein.

Rafal war so langsam gegangen, dass sie die Letzten waren und er seine Geschichte fortsetzen konnte. »Sie haben alles abgesehen, aber die Hand des Toten haben sie nicht gefunden. Und jetzt kommt's: Du kennst doch Miguel, der in meiner Klasse ist?« Er schüttelte den Kopf. »Na, egal. Jedenfalls hat Miguel einen kleinen Bruder. Und einen Schäferhund. Miguel kommt von der Schule nach Hause, und da sitzt sein kleiner Bruder und spielt mit einer halb verwesten Männerhand. Der Hund hatte sie rangeschleppt, und der Kleine hatte natürlich keine Ahnung, was das war.« Er stieß ihn in die Seite: »Hoffentlich ist er kein Daumenlutscher gewesen.«

Er machte schnelle Schritte und entkam Rafal. Der Rücken des Mädchens war nun dicht vor ihm, die schwarzen Schleifen an ihren Zöpfen zum Greifen nahe. Er würde an einem Zopf ziehen, und wenn sie sich umdrehte, würde er den Flusskrebs präsentieren.

Er langte zu, und sie zischte ihn empört an: »Was willst du?«

»Nichts.« Er schnurrte in sich zusammen und starrte zu Boden.

Das Krabbeln in seiner Hand hatte aufgehört. Der Krebs regte sich nicht mehr.

Sie drehte sich noch einmal um, und als sie seine Tränen sah, zog sie ein Gesicht: »Du brauchst nicht zu weinen, da ist nichts im Sarg.«

Sein Vater, sein Onkel Lucas und zwei Männer mit dem Abzeichen der Falange stellten den Sarg ab. Er wollte gerade fragen, warum der Tote gestorben war, als sich eine Frau nach vorne drängte, »Mörder!« schrie und auf den Sarg spruckte.

Einer der Falange-Männer zerrte die Frau weg. Er schimpfte mit der Fremden, und der Vater sperrte mit ernstem Gesicht das Friedhofstor zu.

Er zupfte Rafal am Arm: »Was meint die Frau?«

»Es gibt Leute«, erklärte Rafal, »die sagen, dass Onkel Trasilio einen Fehler gemacht hat. Und dabei sind Menschen umgekommen.«

Nach dem Begräbnis war er sehr müde. Trotzdem wollte er alles mitbekommen, was vorne im Auto gesprochen wurde. Er legte sich quer auf den Rücksitz und lauschte.

»Prats hätte die Genehmigung zur Sprengung gar nicht geben dürfen«, sagte seine Mutter.

Der Vater sagte leise: »Trasilio war sein Freund. Und Trasilio wollte sprengen.«

»Gerade deswegen hätte ihn Prats vor seinem Ehrgeiz schützen müssen.«

»Aber es gibt Leute, die sagen, Prats kannte die Gefahr und hat die Genehmigung extra gegeben, damit Trasilio verunglückt und er dann Margarita ganz für sich haben kann.«

Der Vater hupte laut. Er richtete sich auf. Sein Vater fuhr schneller als sonst und hätte fast ein Huhn erwischt, das über die Straße flatterte.

»Es stand sogar in der Zeitung, dass die Frau eines der Opfer gesagt hat, Prats wollte eigentlich Trasilio töten.«

Sein Vater hielt sich am Steuer fest und sah stur geradeaus.

»Jeder dachte, Trasilio ist in der Höhle, als die Höhle explodierte. Wenn Prats die Sprengung ausgelöst hat, hat er auch gedacht, Trasilio ist drin.«

Der Vater hupte laut, obwohl nichts auf der Straße war.

Die Mutter lachte. »Siehst du Gespenster?«

Sein Vater antwortete nicht.

»Ich mochte Trasilio sowieso nicht. Er war ein Prinzipienreiter, ehrgeizig und besessen von dem Totenkram. Leid tut es mir nur um seine Tochter. Sie ist so ein aufgewecktes Kind.«

Die starre Abwehr des Vaters und das gleichmäßige Brummen des Motors machten ihn bleiern müde. Ihm fielen die Augen schon zu, als er die Mutter noch sagen hörte: »Die Kleine soll dabei gewesen sein, als er sich erhängte.«

kapitel eins

Costa öffnete die Augen und blinzelte in die Sonne. Das Meer, das in der Nacht den Sand eingesogen und dafür Algen und Strandgut in der Bucht verstreut hatte, war noch nicht wieder ruhig. ›Alte See‹ nannten die Fischer diese mächtige Dünung ohne den Hauch eines Windes. Der Sturm der vergangenen Nacht hatte keine Erlösung gebracht, weder für die Insel, die weiter auf Regen warten musste, noch für Costa. Nackt hatten sie in Karins Bett gelegen, und seine Lust war mit dem Wind gewachsen, der gegen die Scheiben drückte. Ihm hatte es gefallen – eins mit den Urgewalten, ungestüme Leidenschaft. Aber Karin war aus dem Bett gesprungen und auf den Balkon gerannt, um das Inferno mit ihrer neuen Kamera festzuhalten.

Es war erst zehn und der Strand von Figueretas noch menschenleer. Im September, Anfang nächsten Monats, wenn die meisten Touristen wieder abgereist waren, würde die riesige Party stattfinden, die *fiesta de la buena temporada*, das Fest der Rückeroberung der Insel durch die Einheimischen. Alle würden betrunken sein, Feuerwerkskörper in den Nachthimmel schießen und die alten Lieder von der *illa tan pobra*, der ach so armen Insel, grölen. Er freute sich darauf, in zwei Wochen mit Karin auf der *fiesta* gemeinsam mit den lebenslustigen Arbeitern und Kellnern zu tanzen.

Vor der schilfgedeckten Strandhütte machte sich der Besitzer an den Läden zu schaffen und sammelte die Palmenwedel ein, die der Wind heruntergerissen hatte.

Kinder spielten am anderen Ende des Strandes in der Brandung. Costa richtete sich auf.

Kreischend sprangen sie über Wellen, hoben Muscheln auf, hüpfen wieder ins Wasser und bauten Wälle im feuchten Sand.

Sie liefen hinter einem Jungen her, der eine Plastikhand trug. Er hielt sie voller Ekel weit ab vom Körper, als wäre sie echt. Manchmal drehte er sich um, hob sie hoch und machte einen Schritt auf die ihm folgende Horde zu. Sie stoben schreiend auseinander, aber sobald er seinen Weg fortsetzte, waren sie alle wieder hinter ihm.

Costa sah wieder in die Dünen. Er wollte sich diesen Sonntag der Entspannung und der Liebe mit Karin nicht nehmen lassen. Der Sturm und ihre Fotografiererei hatten ihm schon die vergangene Nacht verdorben.

Neulich hatte seine Mutter gesagt, wenn du immer meckerst, dass sie keine Zeit für dich hat, dann mach Schluss mit ihr. Es war eine dieser typisch ärgerlichen Unterhaltungen gewesen, denn er hatte gar nicht davon gesprochen, dass *sie* keine Zeit für ihn habe, sondern dass *sie* sich immer darüber beschwere, *er* habe neben seinem Beruf keine Zeit für sie. Heute aber hatten sie beide Zeit, heute würde er sich nicht von Albernheiten wie einer Plastikhand ablenken lassen. Er kannte diese Scherze von seinen Kindern. Einmal hatten sie ihm beim Essen eine ziemlich echt aussehende Plastikraupe in den Salat geschmuggelt. Ein anderes Mal hatten sie im Restaurant eine Klebmasse unter der Decke angebracht, die langsam und unheimlich die Wand herunterkroch, bis sie plötzlich in seinem Blickfeld auftauchte und ihn ekelte.

Ein dunkelhäutiger Schmuckverkäufer ging am Wasserrand entlang, blieb stehen und sah sich um. Es war zu früh. Noch gab es keine Kundschaft für billige Uhren, goldene Armreife, Sonnenbrillen und handgeschnitzte Totems. Er stellte seine Tasche ab und wandte sich dem Meer zu. Auch später, als Costa wieder hinsah, stand er noch so, als würde er warten, dass ein Schiff käme, um ihn abzuholen.

Er beugte sich über Karin, aber sie drehte sich lachend zur Seite, zog mit einer schnellen Bewegung ihre Kamera aus der Tasche und fotografierte ihn. Er schnitt trotzig eine Grimasse und schaute wieder zum Strand.

Ein älteres Pärchen richtete sich umständlich auf zwei Liegen ein. Er wandte sich wieder Karin zu und berührte ihre Schläfe mit den Lippen.

»Nimmst du mich mit?«, fragte sie gedehnt in die Hitze hinein.

»Wohin?«

»Zur Taufe.«

»Wenn du möchtest.«

»Wer ist noch eingeladen?«

Costa zuckte die Achseln. »Alle.«

»Josefa?«

»Bestimmt. Sie wird immer zuerst eingeladen.«

»Und wieso hat der umtriebige Rechtsanwalt dich zum Paten für sein Enkelkind erwählt?«

»Weil ich Josefás Enkel bin.« Er sagte es, um sie zu ärgern, denn er war nach El Cubano der direkte Erbe seiner reichen Großmutter, und Karin verstand nicht, dass er nicht ganz entschieden seinen Platz im Familienunternehmen einnahm.

»Da wäre ich nicht so sicher. Dein Vater erbt nichts. Und Josefa weiß, wie auch Campaña und jeder andere, dass du die Verliererlinie fortsetzt.«

Es war ein Fehler gewesen, Sticheleien wollte er heute vermeiden. »Es war nur ein Scherz.«

Sie richtete sich auf. »Ein Scherz? Dann gehst du gar nicht zur Taufe bei den Campañas?«

»Doch. Antoni Campaña hat mich angerufen, und im Büro lag eine schriftliche Einladung. Ein Brief von Montse.«

»Campañas Tochter will, dass du Pate ihres Kindes wirst?«

»Ja. Die Patin wird die Tochter von Jaume Prats sein.«

»Dem Inselrat?« Sie richtete sich auf. »Kennst du sie?«

»Nein.«

»Laureana Sanchez. Das ist sie. Ich habe dir beim Frühstück von ihr erzählt. Sie ist die Leiterin des archäologischen Museums, die auch die Ausgrabungen an der Nekropolis macht.«

»Und?« Er merkte, wie sein Widerstand gegen ihre aufgekratzte Stimmung wuchs.

»In der letzten Ausgabe war ein Artikel von mir über die Ausgrabungsarbeiten. Aber du liest meine Sachen ja nicht.«

Er wollte etwas zu seiner Verteidigung sagen, aber sie gab ihm keine Gelegenheit dazu. Sie erwähnte die Ausgrabungsarbeiten zum ersten Mal. Die Beschäftigung mit der Geschichte Ibizas gehörte zu seinen unerledigten Hausaufgaben, seit er in seine Heimat zurückgekehrt war. Er würde sich gerne jetzt am Sonntag in aller Faulheit das Leben der Karthager oder Phönizier, der Römer oder der Muslime, die hier bis in die Mitte des 14. Jahrhunderts geherrscht hatten, schildern lassen, wenn sie so gut darüber Bescheid wusste. Was danach gekommen war, konnte er selbst immer noch spüren, die Herrschaft der christlichen Kastilianer, deren Nachfolge schließlich Franco angetreten hatte. Das kannte er aus seiner Kindheit besser als sie, die in Niedersachsen und Berlin aufgewachsen war.

»Du hast mir nichts von dem Artikel gesagt. Er hätte mich interessiert.«

»Das kannst du nachholen, wenn du Laureana Sanchez triffst. Sie ist spezialisiert auf die Jahrhunderte vor Christus bis zur Herrschaft der Römer. Sie ist eine berühmte Wissenschaftlerin und kann dir alles haarklein auseinander setzen.«

Das fand er übertrieben. Er wollte sich nicht mit einer Wissenschaftlerin befreunden, nur um etwas über die Ursprünge der hiesigen Kultur zu erfahren. »Mich interessiert sie nicht.«

»Das ist dumm«, belehrte sie ihn küssend. »Laureana Sanchez hat Licht in die dunkle und geheimnisvolle Zeit der punischen Geschichte gebracht. Dieser Wissenschaftlerin verdankt die Insel es, dass Ibiza heute weltweit das am meisten untersuchte Zentrum punischer Kultur ist«, fuhr Karin fort.

Costa drehte sich auf die Seite und streckte sich wohligh in der Sonne aus.

Der Schmuckverkäufer hatte sich in den Sand gehockt und ordnete sein Sortiment. Er nahm die Brillen und Ringe in die eine Hand, das Tableau mit den Uhren in die andere. Zwischendurch wischte er sich den Schweiß von der Stirn und warf einen Blick zur Hütte, die immer noch nicht geöffnet war.

»Das archäologische Museum ist neben dem in Cagliari auf Sardinien und dem in Tunesien das bedeutendste karthagische Museum der Welt«, erläuterte Karin. »Es ist eine Schande, dass du noch nicht dort warst. Du kannst die komisch verzierten Straußeneier sehen, das Symbol der Wiederauferstehung und des Lebens, die unter den Grabbeigaben in der Nekropolis gefunden wurden. Die Sanchez hat darüber publiziert; auch über die blutigen Riten und die magischen Kulte der Karthager. Sehr spannend. Eine wirklich tolle Frau«, sagte sie, und Costa gähnte behaglich. Er schaute zwei Möwen nach, die über dem Wasser kreisten.

Karin stupste ihn an: »Holst du uns was zu trinken?«

Er hatte ebenfalls Durst und ging hinüber zur Hütte.

Der Besitzer machte sich im Halbdunkel des Inneren am Grill zu schaffen.

Der afrikanische Schmuckverkäufer stand an der Bar, vor sich ein Bier. Als Costa kam, wollte er ihm seine mit Tand gefüllten Hände entgegenstrecken, stockte aber, als er seinen Blick sah.

Mit der Zeit entwickeln sie ein Gespür für uns, dachte Costa. Kein Wunder, wenn man zu fünft oder mehr in ein winziges Zimmer gesperrt ist, drangsaliert von einem Drückerchef, der einem nur einen Bruchteil des Gewinns zum Leben lässt, ausgeraubt von der Policia Local, die die Ware regelmäßig beschlagnahmt, um sich die besten Stücke herauszupicken. Dabei ging es ihnen noch besser als den vielen illegalen Bauarbeitern aus Nordafrika, denn die Händler hatten immerhin eine begrenzte Aufenthaltsgenehmigung, durch die sie existent waren. Viele derjenigen, die mit den Booten der Schlepperbanden über das Mittelmeer kamen, ertranken oder erstickten in engen Verschlagen. Hier auf der

Insel lebten sie dann in fensterlosen Schuppen, wurden unter Planen auf Ladeflächen zur Arbeit gebracht und wieder abgeholt. Sie schufteten für einen Hungerlohn.

Er schob dem Schmuckverkäufer ein Bier hin.

»Gracias«, sagte er und prostete ihm zu.

Costa nahm die Flasche Wasser und tanzte barfuß über den glühenden Sand zurück. Er setzte sich neben Karin und nahm einen tiefen Schluck. Auf dem Fuß des Sonnenschirms, beschwert mit Karins Handtasche, lag der *Diario* vom heutigen Sonntag. Auf der Titelseite waren ihre Fotos von den Sturmschäden.

Er legte den Arm um sie, um ihr in die Augen zu schauen. Sie sah an ihm vorbei zu den Felsen am linken Ende der Bucht. »Sieht aus wie ein Mensch«, sagte sie. »Ist der nicht zu nah an den Klippen?«

»Ich sehe nichts.« Er zog sie fester an sich.

»Lass doch mal.« Sie sprang auf. »Da treibt einer im Wasser.«

»Ein Schnorchler.«

»Er bewegt sich aber nicht.«

»Ein fauler Schnorchler.« Costa streckte sich aus und griff zur Zeitung. »Brandgefahr durch Trockenheit hält an« verkündete die Schlagzeile. Touristen und Einheimische wurden davor gewarnt, Zigarettenkippen aus dem Wagen zu werfen, im Wald zu rauchen oder mit erhitztem Auspuff auf einer verdorrten Wiese zu parken. Da es seit fünf Monaten nicht geregnet hatte, waren auch Unterholz und Flechten ausgetrocknet. Die fünf Feuerwachtürme der Insel blieben ständig besetzt, damit beim ersten Rauchwölkchen Alarm geschlagen werden konnte. Der schwere Orkan der vergangenen Nacht hatte keinen Regen gebracht, aber Schäden in Millionenhöhe verursacht.

»Deine Fotos sind gut geworden.«

»Finde ich auch. Pro nationale Veröffentlichung bekomme ich dreihundert Euro. Unser neuer Chef will aus dem verschlaf-

nen Provinzblättchen, wie er es nennt, eine erfolgreiche Zeitung machen. Wir sind nicht das Eigentum der Partido Popular, meinte er, knallharte Recherche und schonungslose Aufklärung seien unser Auftrag.«

»Schonungslose Aufklärung?« Costa grinste. Die war nur mit Zustimmung von Gouverneur Matares und El Cubano möglich. Sie würden sich von einer Inselzeitung nicht in die Suppe spucken lassen. Aber sollte er sie jetzt darüber belehren? Er richtete sich auf.

Sie blickte noch immer zu der Stelle, wo der Strand aufhörte und die Felsen begannen. »Es ist doch zum Schnorcheln viel zu flach. Er kann sich an den scharfen Felsen verletzen«, sagte sie.

Costa seufzte. »Er wird schon aufpassen.«

»Und wenn er tot ist?«

Costa zog die Augenbrauen hoch. »Ich bin nicht im Dienst, Lieblich. Endlich mal nicht. Also erfinde keine Leiche.« Da sie den Witz nicht weiterspinn, sondern streng aufs Meer schaute und mit ihrer Leichentheorie offenbar Ernst machen wollte, fügte er hinzu: »Deine Sucht nach Kriminalfällen nervt mich sowieso.«

»Meine Sucht nach Kriminalfällen?«, wiederholte sie empört.

»Finde ich. Ja.«

»Kriminalfälle sind auch Teil *meines* Jobs.«

»Schon, aber du hängst dich manchmal so in meine Arbeit rein, dass es nicht immer leicht ist, höflich dabei zu bleiben.«

»So«, sagte sie, stand auf, band sich ihr Strandtuch um und ging in die Richtung der Klippen.

Er ließ sich zurücksinken. Er hielt es aber nicht lange aus, sondern schaute ihr nach. Sie marschierte tatsächlich auf die Felsen zu.

Das Geschrei der Kinder hatte aufgehört. Sie waren damit beschäftigt, einen Kanal vom Wasser zur Sandburg zu graben.

Der Schmuckverkäufer ging auf das ältere Paar zu, hockte sich vor ihre Liegen und schwenkte eine Kette.

Costa schirmte seine Augen mit der Hand gegen die Sonne ab. Nun stand sie auf den Klippen und suchte nach dem Schnorchler.

Er schüttelte die Handtücher aus und ging zu ihr.

Sie sah ziemlich elend aus und machte eine Geste, als wolle sie ihn zurückhalten, ließ den Arm aber sinken.

Er brauchte einen Moment, um zu verstehen, was er sah. Erst glaubte er, den Rest eines großen Fisches zu erkennen, der von einem Kutter aus über Bord geworfen worden war. Aber Karin hatte Recht gehabt, und sein Magen zog sich zusammen. In dieser Postkartenbucht an einem solchen Bilderbuchsonntag schwappte ein Klumpen menschlichen Fleisches gegen die Felsen des Mühlenhügels.

kapitel zwei

Die Glocke der Kirche von San Vincente läutete am 9. November 1969 dreimal. Ein erbärmlicher, dünner Klang. Das Verschwinden ihres Vaters erfüllte sie mit Wut. Bald schon hatte sich die Wut versteinert und lag nun wie eine Grabplatte über der Möglichkeit, dass ihr Vater tot sein könnte. Er war es nicht.

Anfangs weinte sie noch, doch schon als sie erfuhr, dass die Beerdigung in der Nähe der Unglückshöhle stattfinden würde, erfüllte sie der erste Hass, wenn auch noch so schwach, dass sie ihn in Hohn verwandeln konnte. *Schade*, dachte sie, *in der Stadt wäre das Theater schöner gewesen.*

»Anders können wir die Leute von der Zeitung nicht fern halten«, behauptete die Mutter. »Onkel Jaume hat alles arrangiert.«

Sie fror in ihrem dünnen schwarzen Kleid. Die Novembersonne verschwand immer wieder hinter hastig ziehenden Wolken. Kalt und feucht kam der Wind von der See, als sie vor der Kirche warteten. Endlich erschien der Pfarrer auf der fernen Kuppe der Straße.

Der dicke Rafal Gonzales, der auch auf ihre Schule ging, näherte sich ihr, verlegen an seinem schwarzen Pullover zupfend, und sagte, es tue ihm leid. Seine Mutter hatte ihn geschickt. Alle Kinder nannten ihn »den Bischof«, weil er so dick war, dass ihm keine Jacke passte. Sie fragte ihn, was ihm leidtue. Er hatte diese Frage weder erwartet, noch verstand er sie. Sie sah seine Verlegenheit und lächelte. Das machte die Sache noch seltsamer. Er grinste ein bisschen blöd, legte den Kopf schräg, zupfte mit zwei Fingern an seinem Pullover und sagte: »Na, das.«

Auf einem Fahrrad kam der Geistliche mit wehenden Röcken angefahren, und übergab sein Vehikel einem Jungen aus dem

Dorf, der die Glocken läuten sollte. Der Geistliche wandte sich mit der erhobenen linken Hand an die wartende Trauergesellschaft, während er mit der rechten in seiner Soutane nach dem Kirchenschlüssel suchte. »Der Gegenwind«, rief er entschuldigend. »Ich habe den Berg kaum geschafft.« Dann schloss er auf, und alle folgten ihm.

Sie nahmen in der ersten Reihe Platz. Ihre Mutter beugte sich vor und sagte zu Onkel Jaume etwas von Soledads teurem Kostüm. Onkel Jaume drehte sich um, sie tat das auch, konnte aber nichts erkennen, sondern sah nur den dicken Rafal und neben ihm den Kleinen, der sie immer so komisch ansah, wie sie fand, und einmal schon behauptet hatte, er könne Krebse fangen. Als sie ihrer Mutter das erzählt hatte, antwortete die, er sei ein Mischling, weil sich sein Vater eine blonde Frau aus Deutschland mitgebracht habe und dass der Kleine nie wissen werde, wo er hingehöre. Sie hatte danach zwei Einträge über ihn in ihr Tagebuch gemacht, wo sie ihn mit einem extra dafür erfundenen Adjektiv beschrieb, was so viel hieß wie *ganz lieb* oder *knuddelig*, und hinzugefügt, wenn er nicht den Fehler hätte, immer so zu gucken und wegen der Krebse zu schwindeln.

Als Erstes stimmten sie ein Lied an, das sie nicht mitsang, obwohl die Mutter sie zweimal knuffte. Dann kam die Rede des Pfarrers, aber als Onkel Jaume nach vorne ging, um auch zu sprechen, täuschte sie einen Weinkrampf vor und lief hinaus. All die Reden und Beileidsbezeugungen empfand sie als unerträgliches Gejammer. Sie lief bis zu der niedrigen Mauer, hinter der die Felsküste steil zum Meer abfiel.

In der klaren Herbstluft konnte sie die kleine Insel Tagomago sehen. Sie zählte die Häuser in der Bucht darunter – fünf. Sie drehte sich auf den Absätzen ihrer Sonntagsschuhe und hoffte, sie würden abbrechen. Mitten in der Bewegung blieb sie stecken und fixierte die Felsen mit den windzerzausten Büschen. Der Gesang wurde lauter. Gleich würde sich die Kirchentür öffnen.